

Warten oder Schweifen – Kracauers Beitrag zur Wahrnehmung gegenwärtiger Intellektuellenreligiosität. Ein Pastoralfeuilleton

Von Johann Hinrich Claussen

Die beliebte Rede von der „Rückkehr der Religion“ fußt auf zwei Fehlern. Zum einen auf der Annahme, als sei die Religion fort gewesen, wo sie doch nur den professionellen Gegenwartsbeobachtern aus dem Blick gerutscht war. Zum anderen auf der Vorstellung, als gäbe es in der Religionsgeschichte fixe Trends, wo sich doch hier alles in langen, dialektisch verdrehten Tendenzen entwickelt. Wer religiöse Zeitdiagnose betreibt, ist deshalb gut beraten, sich von der aktuellen Trendforschung abzuwenden und auf alte Texte zurückzugreifen. So hat auf einer Rostocker Tagung über die Frömmigkeit des aufgeklärten Protestantismus der evangelische Theologe Claus-Dieter Osthövenner jüngst an ein Feuilleton-Stück erinnert, das Siegfried Kracauer 1922 unter dem Titel „Die Wartenden“ in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht hatte (in: Ornament der Masse, Suhrkamp Verlag, Frankfurt/Main 1963).

Der Wartende ist für Kracauer ein neuer Typus in der Religionsgeschichte. Viele urbane Intellektuelle lassen sich ihm zuordnen. Der christlichen Herkunftsreligion sind die Wartenden entfremdet: „Der Glaube, ja beinahe die Fähigkeit des Glaubens ist ihnen abhanden gekommen und die religiösen Wahrheiten sind für sie zu farblosen Gedanken geworden, die sie höchstens noch zu denken vermögen.“ Doch in der säkularen Moderne finden sie keine Beheimatung: „Eingeschränkt durch ein Übermaß ökonomischer Beziehungen, leben sie ungebunden und vereinsamt in einer vom Prinzip des *laissez-aller* beherrschten geistigen Welt.“ Sie würden gern wieder glauben, können es aber nicht: „Die Pforte, durch die sie Einlass begehren, öffnet sich ihnen nicht“. Ihr Verhältnis zur Religion ist ein „zögerndes Geöffnetsein“. Sie haben mit der Religion nicht abgeschlossen, drängen sich aber auch nicht in sie hinein. Das verlangt Selbstdisziplin. Die Wartenden müssen „tapfer“ sein. Damit sie sich nicht vom eigenen religiösen Bedürfnis „übertölpeln“ lassen, verordnen sie sich „eine gewisse Kühle“. Sie wollen nicht aufgeben, sich aber auch nichts anempfinden, was ihnen nicht gehört. So mündet Kracauers Beschreibung der Wartenden in einer Glaubenslehre der Kälte.

„Zögerndes Geöffnetsein“ ist eine gute Beschreibung der religiösen Gestimmtheit vieler Intellektueller in der klassischen Moderne. Man denke etwa an Georg Simmel oder Robert Musil. Heute kann man ihr in einigen Gedichten von Hans Magnus Enzensberger oder Michael Krüger begegnen. Anregend sind Kracauers Beobachtungen besonders für zünftige Theologen, die so an den Vollgestalten des Glaubens orientiert sind, dass sie nicht wahrnehmen, was religiös tatsächlich der Fall ist.

In Kracauers fast einhundert Jahre altem Feuilleton steckt aber auch eine präzise Kritik dessen, was sich gegenwärtig als Intellektuellenreligiosität äußert. Es beschreibt eine eigentümliche religiöse Mangelerscheinung, die aber ein Niveau besitzt, das die

heutigen „religionslos Religiösen“ (Musil) zu oft vermissen lassen. Wie unzeitgemäß der Wartende ist, zeigt sich schon daran, dass Kracauer ihn als Schmerzensmann vorstellt, der schwer an seinem „metaphysischen Leiden“ trägt. Wörter wie „Traurigkeit, Qual, Verzweiflung, Schmerz, Schrecken“ durchziehen den Text. Nichts ist hier spielerisch oder ironisch. Im Vergleich dazu haben sich Kracauers Nachfahren im metaphysischen Wartesaal sehr behaglich eingerichtet. Deshalb fehlt ihnen der Ernst, der einen wirklich Wartenden auszeichnet. Es fehlt ihnen auch sein Sinn für Qualität und Differenz. Der Wartende würde nie sein „Irgendwie-spirituell-interessiert-sein“ mit Religion verwechseln. Er weiß, dass ein voller Glaube viele Voraussetzungen hat: persönliche Gewissheit, rituelle Praxis, Gemeindebindung, Bewährung im Alltagshandeln. Ihm ist bewusst, dass er von all dem nichts vorzuweisen hat. Deshalb sieht er selbst in seinem zögernden Geöffnetsein höchstens die negative Bedingung der Möglichkeit dafür, dass ein Glaube entstehen könnte.

Unzeitgemäß wirkt auch die Diskretion, mit welcher der Wartende religiöse Fragen behandelt. Die ungebremste Meinungsfreude, mit der gegenwärtig zu viele über die Religion sprechen, weil sie gerade ein „Thema“ ist, müsste ihn befremden. Er würde sich versagen, über das vorschnell zu urteilen, was Gläubige betrifft und bewegt, würde auch nicht auf sie herabschauen, nur weil er sich ihnen intellektuell überlegen fühlt, da ihm schmerzlich bewusst ist, dass er ihnen an einem entscheidenden Punkt unterlegen ist. Deshalb empfindet er so etwas wie Demut vor wirklich gelebter Religion.

Diese Zurückhaltung unterscheidet den Wartenden vom Typus des „Schweifenden“, von dem Kracauer in einem anderen Text geschrieben hat. Der Schweifende flaniert durch religiöse Kulturlandschaften, bedient sich hier und dort, fühlt sich manchem nah und bleibt doch allem fremd. Ihm fehlen der Leidensdruck, die Selbsteinschätzung, die Disziplin und Ehrfurcht, die den Wartenden auszeichnen. Wenn nicht alles täuscht, ist der Wartende heute ein selten anzutreffender Gast. Die Bühne der religiösen Debatten beherrscht der Schweifende – um nicht zu sagen: der Schwafelnde.

Kracauer hat die moderne Intellektuellenreligiosität genau betrachtet, fein beschrieben und differenziert beurteilt. Sie ist für ihn vor allem ein Leiden und nur vielleicht ein Anfang. Einen Fehler, den viele religiöse Zeitdiagnostiker regelmäßig begehen, hat er allerdings vermieden. Er fällt nicht in pfäffischer Manier ein moralisches Urteil über diejenigen, die nicht glauben können, obwohl sie es wollen. Das „zögernde Geöffnetsein“ hat für ihn seinen Grund in einer epochalen Tragik, ist also kein schuldhaftes Versagen, aber eben auch nichts, worauf man sich allzu viel einbilden sollte.